

Eugen Drewermann

Heimkehrer aus der Hölle

Märchen von Kriegsverletzungen
und ihrer Heilung

Patmos

Inhalt

Einleitung	7
I. Das blaue Licht oder: Hintergründe	21
1. Entlassung oder: Vom Dank des Vaterlandes.	26
2. Die Hexe oder: »wenn du tust, was ich verlange« ...	36
3. Das blaue Licht oder: Die Hinrichtung	49
4. Des Königs Macht und seine Tochter oder: Vom trügerischen Sieg, der im Soldatsein liegt	62
II. Des Teufels rußiger Bruder oder: Abrechnung in der Hölle	75
1. Die systematische Verwilderung des Wesens oder: Die Konditionierung zum Krieger	80
2. Das Ausagieren der Aggression oder: Der Teufel als Therapeut	90
3. Der fahrende Musikant oder: Ein neuer Ton erklingt	104
III. Der Bärenhäuter oder: Die fast unmögliche Reifung zur Liebe	115
1. Was der Krieg aus Menschen macht oder: Die Bilanz einer chronischen Verwilderung	121
2. Der Pakt mit dem Teufel oder: Die Aufarbeitung einer schweren Hypothek	127
3. Berserker- und Werwolf-Phantasien oder: Vom Tier im Menschen	133
4. Die Grenzen des Käuflichen oder: Von der Unbezahlbarkeit des Mitleids	142

5. Vom späten Glück des Heimgekehrten oder: Der lange Weg der Reifung aufeinander hin	152
Epilog oder: Varianten der Heimkehr	167
Anmerkungen	181
Bibliographie	198

Einleitung

Es ist nicht gerade offensichtlich, daß ausgerechnet Märchen über eine Menschengruppe etwas Wesentliches sagen möchten und zu sagen haben, die scheinbar mehr als alle anderen sich der »Realität« verschrieben haben: Soldaten.

Gerade in diesen Tagen findet speziell in Deutschland mit großem Propagandaaufwand eine Art Umerziehung statt. Nach dem Desaster des Zweiten Weltkriegs mit mehr als 20 Millionen getöteter Menschen allein auf russischer Seite, etwa 2 Millionen Gefallener auf deutscher Seite und etwa 500 000 Bombentoter in den Trümmerruinen der Großstädte, schließlich auch der Dörfer und der Weiler¹, war der Bevölkerung, nicht zuletzt unter dem Eindruck einer schweren kollektiven Schuld, die Idee neuer Kriege moralisch wie politisch nicht ohne weiteres zumutbar. Als schon 1955 dann doch die Bundeswehr aufgestellt wurde, geschah das folglich in Form eines paradoxen Splittings des Begriffs Verantwortung: Besonders die katholische Kirche erklärte kategorisch, daß im Falle der Abwehr eines ungerechtfertigten Angriffs kein Katholik das Recht habe, den Wehrdienst zu verweigern²; der göttliche Gerechtigkeitswille schließe sogar den Einsatz von Atomwaffen nicht aus³. Demnach gab es eine Pflicht, Soldat zu sein. Aber das Problem des massenweisen Tötens? Aber das Hinmorden völlig unbekannter Menschen zu Hunderten und Tausenden? Aber die Planspiele des Pentagons mit 50–150 Millionen Toten bei einem atomaren Erstschlag zur Ouvertüre des Dritten Weltkriegs?⁴ Gottes Wille? Das war zu viel. Man erklärte den Soldaten der Bundeswehr (und ihren Angehörigen), man übe auf den Kasernenhöfen all die ungeheuerlichen Dinge moderner Kriegsführung nur, um ein Drohpotential glaubwürdiger Abschreckung entwickeln zu können; nur

eine starke und optimal gerüstete Armee sei imstande, einen möglichen Gegner von einem Angriff abzuhalten, militärische Schwäche hingegen lade ihn geradezu ein; ergo: man müsse Soldat sein, um nicht tun zu müssen, was Soldaten tun.

In der gesamten Zeit des Kalten Krieges, 45 Jahre lang, stand dieses künstliche Konstrukt in Geltung: man hielt sich eine Armee zur Vermeidung des »Ernstfalls«. Diese Zeiten sind vorbei.

Als 1989 das Sowjetimperium zusammenbrach, aktualisierte Michail Gorbatschow einen alten Gedanken der russischen Außenpolitik: Auflösung des Warschauer Paktes parallel zur Auflösung der NATO und Konvertierung der riesigen wirtschaftlichen und technischen Ressourcen in zivile Zielsetzungen. Doch an die Stelle eines Modells europaweiter Zusammenarbeit trat das Konzept der »einzig verbliebenen Weltmacht«, der USA, von der NATO-»Osterweiterung«⁵. Nicht weniger – *mehr* Militär! 35 Milliarden Euro geben inzwischen die Deutschen pro Jahr nur für Rüstung aus⁶, die USA das 20fache: 700 Milliarden Dollar⁷; und ein Kriegseinsatz reiht sich inzwischen an den anderen: Irak, Somalia, Serbien, Kosovo, Afghanistan, und wieder: Irak, im Fadenkreuz bereits: Jemen, Iran, Syrien, Georgien ... Kein Zweifel: Es geht nicht mehr um Abschreckung, es geht um Krieg. Und die Deutschen stehen in der »Pflicht« der Bündnistreue gegenüber der NATO. Seit dem Mauerfall 1989 üben deutsche Soldaten das Töten von Menschen nicht mehr, um es zu verhindern, sondern um es – »notfalls« – auszuüben. Schritt für Schritt seither wurde die deutsche Öffentlichkeit an diese neue Wirklichkeit herangeführt.

Als 1991 der Krieg am Golf bewußt vom Zaun gebrochen wurde, bei dem über 200 000 Iraker das Leben lassen sollten, waren über 50 Nationen daran beteiligt, – die Deutschen noch nicht; sie zahlten sich frei – »Scheckbuchpolitik« hieß das damals⁸: man unterstützte finanziell den Krieg der anderen, und man hatte erste Schuldgefühle dafür zu entwickeln, daß man daran nicht selber aktiv teilnahm, ein Ablaßhandel, der zustande kam unter systematisch erzeugtem schlechten Gewissen, nicht selber Kampftruppen in den *Desert Storm* zu schicken⁹. Doch als George Bush sen. 1992 in Somalia den Clanchef Mohammed Farah Aidid jagen ließ, standen zum ersten Mal Deutsche

als Sanitäter »im Feld«¹⁰. Und 1999 bereits war es dann soweit: Der grüne Außenminister »Joschka« Fischer zeigte der deutschen Öffentlichkeit den »Hufeisenplan« des serbischen »Diktators« Slobodan Milošević zur Vertreibung der Albaner aus dem Kosovo; einen solchen »Hufeisenplan« hat es nie gegeben¹¹, doch Fischer erklärte, er habe an Auschwitz gelernt – nicht nur: nie wieder Krieg, sondern vor allem: nie wieder Völkermord! Zum ersten Mal beteiligten sich deutsche Bomber an Luftangriffen – ausgerechnet auf das vor 55 Jahren von Nazitruppen verwüstete Belgrad¹². Immerhin zeigte sich auch, daß man die Deutschen (noch) belügen mußte, um ihnen diese neue Form der »sittlichen Verantwortung« beizubringen. Das sollte sich ändern: 2001, nach den Anschlägen auf die Twin towers, als die Amerikaner ihre Jagd auf al-Qaida nicht, wie wohl richtiger, in Saudi-Arabien eröffneten, sondern den globalen Antiterrorkrieg als erstes nach Afghanistan hineintrugen, rief Gerhard Schröder die »unbedingte Solidarität« Deutschlands zu den USA aus, und sein Verteidigungsminister Peter Struck verkündete, nunmehr werde die Freiheit und die Sicherheit Deutschlands am Hindukusch verteidigt¹³. Das war erkennbar falsch; aber die Deutschen sollten auch (noch) nicht wirklich Krieg führen, sie sollten an der Seite ihrer kriegführenden Verbündeten lediglich Aufbauhilfe leisten und zum notwendigen Schutz dieser ihrer Aufbauhilfe beitragen, und das auch nur in dem für sicher ausgegebenen Gebiet im Norden, im Raum Kundus.

Doch Krieg ist, was er immer war; er schert sich nicht um moralische Splittings und filigrane Mandatsformulierungen zur Selbstberuhigung. Die Mär vom guten Nicht-Krieg zerbarst spätestens am Freitag, dem 4. September 2009, als um 1.08 Uhr zwei amerikanische F-15-Jagdbomber auf Anforderung des deutschen Obersten Georg Klein zwei gestohlene Tankklaster der Taliban mit zwei Bomben des Typs GBU-38 angreifen, jede etwa 250 kg schwer, und diese GPS-gesteuert ins »Ziel« lenken; über 140 Menschen kommen ums Leben, darunter viele Zivilisten, auch Kinder; andere sind durch schwerste Verletzungen und Brandwunden für immer gezeichnet¹⁴. Es herrschten »kriegsähnliche Zustände«, erklärt zögernd, doch »mutig«, der neue Verteidigungsminister Karl-Theodor Freiherr von und zu Gut-

tenberg; trotz Vorlage aller relevanten Berichte erklärt er den Einsatz zunächst für militärisch »angemessen«, um dieses Urteil schließlich unter öffentlichem Druck in »nicht angemessen« umzuwandeln¹⁵. Seitdem schwelt ein Skandal, die »Aufklärung« beginnt erst ... Wahrscheinlich ging es um die gezielte Tötung des Taliban-Führers Abdul Rahman, und *die* war schon mal angemessen für 140 Tote ...

Doch wie nun? Ein Großteil der Bevölkerung hat die Täuschungen, die Ausreden, die Zweideutigkeiten leid und plädiert – noch im Februar 2010 – zu 70 Prozent für einen sofortigen Abzug aus Afghanistan¹⁶. Gleichzeitig aber haben die Medien, regierungskonform wie immer, sich aus allen Rohren auf die neue Lage eingeschossen. Vom »Ende der Unschuld« spricht *Der Spiegel*¹⁷; »Krieger, denk mal!« titelt *Die Zeit* und verkündet auf ihrer ersten Seite, daß wir ordnungspolitischen und humanitären Notwendigkeiten zum Kriege oblägen, auf die man nicht mit den fundamentalpazifistischen Reflexen der Nachkriegszeit antworten könne noch dürfe¹⁸. Als ob »Pazifismus« nichts sei als die Resignation über einen ruinös verlorenen Angriffskrieg und nicht der moralische Abscheu gegenüber jedem Krieg! Als ob sich »Moral« als eine zeitbedingte Stimmungsschwankung abtun ließe, statt als absolute sittliche Forderung und Gesinnung begriffen zu werden! Als ob die »ordnungspolitischen und humanitären Notwendigkeiten« zum Kriege auf ethischen Überzeugungen basierten und sich nicht ganz einfach als neokoloniales Hegemonialstreben des Westens gegenüber dem Rest der Welt zu erkennen gäben¹⁹! Wenn Gerhard Schröder 2001 erklärte, es gelte, unsere »Werte« zu verteidigen, meinte er ersichtlich nicht die Inhalte der Menschlichkeit, die da für alle gelten, – solche müßten allenfalls von der UNO, nicht der NATO und der US-Army durchgesetzt werden; der deutsche Kanzler meinte schlicht die Sicherung unserer »vitalen« Interessen: Erdöl, Handelsplätze, Absatzmärkte ... Der Krieg ist, was er immer war, nur seine Vorwände wechseln wie umlaufende Winde mit dem Klima und der Zeit ...

Jetzt aber also sind wir in der »Realität« angekommen. Jetzt aber also müssen wir lernen, uns (wieder und endlich) dem »militärischen Kerngeschäft« zu widmen: dem Töten von Menschen. Jetzt aber also müssen wir begreifen, daß Frieden ein Zustand ist, der nur durch

Krieg und Kriegsbereitschaft herzustellen ist. Alles andere ist, wie man weiß und ab sofort zu wissen hat, ein bloßes Wunschenken, reiner Populismus, feige Drückebergerei, unverantwortliche Sentimentalität – im deutschen Bundestag ganz sicher: eine »Märchenstunde«. Der Friede braucht aktives Handeln, verrät ein Erzbischof »seinen« Soldaten soeben in der Kaserne von Augustdorf²⁰ – die Weihnachtbotschaft der Engel: »Herrlichkeit Gott in den Höhen (ist nur, wenn) Frieden auf Erden den Menschen seiner Huld« (Lk 2,14)²¹, eine uneingestandene Utopie, widerlegt durch die »Wirklichkeit«²².

Tatsächlich brauchen wir die Literaturgattung der Märchen schon deshalb, weil sie Visionen und Diagnosen, Aussichten und Einsichten bezüglich der menschlichen Wirklichkeit in einer Weise enthält, die das Diktat der Mächtigen, was nun für »Realität« zu gelten habe, ins Wanken bringen kann. Märchen treiben keine Politik, sie geben keine Antwort auf die Frage, ob man Krieg führen »muß« oder nicht, sie enthalten nicht einmal moralische Maßstäbe zur Orientierung in derlei Kalamitäten. Doch dafür erzählen sie überraschend oft davon, was aus Menschen wird, mit denen man Krieg macht. Was geht in ihnen vor sich, wenn sie »Soldaten« werden? Und was passiert mit ihnen, wenn sie Soldaten sind? Und als was kehren sie zurück, wenn sie getan haben, was sie unter Befehl zu tun hatten?

Die Stärke der Erzählform der Märchen ist ihre psychologische Hintergründigkeit, ihre souveräne Sicherheit in der Konstruktion symbolischer Handlungsabfolgen, ihre intime Vertrautheit mit der unbewußten Seite des menschlichen Antriebserlebens. Keines der drei nachstehenden Märchen läßt sich verstehen, ohne Stelle um Stelle sich die Frage vorzulegen, was die betreffenden Akteure wohl empfinden und fühlen werden, wie sie sich selber vorkommen, wie ihnen die Menschen an ihrer Seite erscheinen. So muß man bei der Interpretation verfahren, weil gerade die Märchen es lieben, Soldaten so zu schildern, wie man sie in der Öffentlichkeit nur allzu gern sieht und wohl auch sie sich selber: als heitere Gesellen und unerschrockene Spaßvögel, die darauf aus sind, partout dem Teufel einen Knoten in den Schwanz zu legen; doch die Märchen kennen auch den »Abgrund« (den Brunnenabstieg im Märchen *Das blaue Licht*), die »Hölle« (im

Märchen *Des Teufels rußiger Bruder*), die völlige Entfremdung (im Märchen *Der Bärenhäuter*), die hinter all der Heiterkeit verborgen liegt.

Was könnte schon ein Soldat seinen nächsten Angehörigen erzählen, wenn er aus dem Kriege heimkommt? O ja, man wird ihn wohl, wie 1991 nach dem Zweiten Golfkrieg, mit Konfetti überschütten und für ihn zwischen New York und Los Angeles Siegesparaden abhalten, die länger dauern als der ganze Krieg. We were heroes, soll er sagen²³, und er soll keine Skrupel mehr empfinden für das, was er getan hat. Es war richtig, es war notwendig, es war »angemessen«, und: er hat nur seine Pflicht erfüllt! Auf solche Leute wie ihn kann und muß man stolz sein. Er hat sein Leben eingesetzt und seine Knochen hingehalten zum Schutz von Frieden, Freiheit, Recht und Ordnung ... Wirklich?

Zur Zeit steht die US-Armee vor dem Dilemma, daß mehr als 300 000 GIs im Irak und in Afghanistan an Posttraumatischem Stress-Disorder (PTSD) erkrankt sind²⁴, – auch die Bundeswehr wird sich bald schon mit demselben Problem auseinandersetzen müssen. Es ist nicht nur die ständige Angst um das eigene Leben, welche die Soldaten »verrückt« macht, es ist vor allem die Erfahrung, daß sie Dinge tun müssen, die sich gegen alle Normen richten, die im zivilen Leben eine selbstverständliche Geltung beanspruchen. »Aus uns sind gefährliche Tiere geworden«, schrieb ERICH MARIA REMARQUE in der wohl berühmtesten, weil aussagestärksten Darstellung des sogenannten Ersten Weltkriegs: *Im Westen nichts Neues*. »Wir kämpfen nicht, wir verteidigen uns vor der Vernichtung. Wir schleudern die Granaten nicht gegen Menschen, was wissen wir im Augenblick davon, dort hetzt mit Händen und Helmen der Tod hinter uns her, wir können ihm seit drei Tagen zum ersten Mal ins Gesicht sehen, wir können uns seit drei Tagen zum ersten Mal wehren gegen ihn, wir haben eine wahnsinnige Wut, wir liegen nicht mehr ohnmächtig wartend auf dem Schafott, wir können zerstören und töten, um uns zu retten, um uns zu retten und zu rächen. – Wir hocken hinter jeder Ecke, hinter jedem Stacheldrahtgestell und werfen den Kommenden Bündel von Explosionen vor die Füße, ehe wir forthuschen. Das Krachen der Handgranaten schießt kraftvoll in unsere Arme, in unsere Beine,

geduckt wie Katzen laufen wir, überschwemmt von dieser Welle, die uns trägt, die uns grausam macht, zu Wegelagerern, zu Mördern, zu Teufeln meinerwegen, dieser Welle, die unsere Kraft vervielfältigt in Angst und Wut und Lebensgier, die uns Rettung sucht und erkämpft. Käme dein Vater mit denen drüben, du würdest nicht zaudern, ihm eine Granate gegen die Brust zu werfen.«²⁵ Doch kann man davon auch nur ein Sterbenswörtchen der eigenen Mutter, der eigenen Frau, den eigenen Kindern erzählen? REMARQUES Gefreiter Paul Bäumer kann es nicht; er sehnt sich im Heimaturlaub sogar nach seinen Kameraden, vor denen er wenigstens nicht wie zu Hause ständig lügen muß.

In dieser Lage können Märchen helfen, das Soldatsein ehrlicher zu sehen und den notorischen Galgenhumor als das zu erkennen, was er ist: als einen makabren Scherz über den latenten oder sogar manifesten Nihilismus, der mit »Krieg« einhergeht. Generation um Generation läßt sich in den Krieg schicken, zieht treu und ergeben in den Krieg und gibt sich stets zu spät erschüttert und entsetzt über das, was sie dann an der »Front« und im »Gefechtsfeld« erleben muß. »So hab' ich mir das nicht vorgestellt«, lautet immer von neuem der Kommentar. Doch die Wahrheit ist: man *konnte* und man *hätte müssen*, doch man *durfte* sich nicht vorstellen, was Krieg bedeutet, sonst wäre man niemals bereit gewesen, bei dem organisierten Abschlachten von Menschen mitzumachen.

Zumindest können Märchen, die so alt sind wie die Geschichten der Gebrüder Grimm, dazu verhelfen, nachdenklich zu werden und bei Zeiten, noch bevor »es losgeht«, sich FRANCISCO GOYAs *Koloß (Tafel 1)* richtig anzusehen²⁶: als ein monströses Ungeheuer, das, einmal »auf-erstanden«, die ganze Welt bis hin zum Horizont in ein Heerlager von Flüchtlingen verwandelt, den Himmel verdüsternd, die Menschen zu einem insektengleichen Gewimmel erniedrigend, sich selber setzend als die eine und die einzige Gewalt, deren Macht allein in dem liegt, was sie als Krieg verkörpert: Schock und Schrecken (amerikanisch: shock and awe, so hießen 2003 die ersten Militärschläge gegen den Irak²⁷). Man braucht nur dieses Wort: Krieg, auszusprechen, und man fällt um Jahrtausende Kulturentwicklung zurück in die Handlungsge-wohnheiten der Steinzeit; nicht Menschlichkeit – der Überlebenskampf

der eigenen Horde, der Interessenegoismus der sozialen, religiösen oder wirtschaftlichen Bezugsgruppe gibt jetzt die Norm des Handelns vor, und man verpflichtet sich zu der Verblendung, daß der »Iwan«, daß der »Franzmann«, daß der »Talib(an)«, daß der »Typ da drüben« »auszuschalten« ist, – er ist kein Mensch mehr; er ist ein Unmensch, den man töten muß, um die richtigen Menschen zu retten. Doch niemals ist das Töten von Menschen das Retten von Menschen. Es gibt aus der Blutmühle ewiger Kriege kein Entrinnen, es sei denn: den Stillstand. Irgendwann muß Schluß sein. Nein, nicht erst irgendwann. Jetzt. Unbedingt jetzt. Jetzt oder nie!

So kann, so muß man Märchen lesen, – in jedem Falle die drei folgenden, die dieser Band enthält. Sie malen in der einfachen, doch höchst komplexen Sprache, in der das »Volk« erzählt, wie schwer Menschen sich tun, als Soldaten »heimzukehren«. Der russische Maler ILJA JEFIMOWITSCH REPIN hat sich dieses Themas: *Rückkehr in die Heimat* (1878) angenommen (*Tafel 2*)²⁸: Vor einem grauen Himmel, am Ufer eines Flusses, inmitten eines Niemandslandes, bedeckt mit Schnee und Schlamm, bevölkert nur von Raben, steht da, klobig in seinen breiten Stiefeln, gestützt auf einen Stock, umhüllt vom braunen Militärmantel, den leeren Rucksack umgebunden, ein noch ganz junger Mann, kaum zwanzig Jahre alt; er steht da wie zum Portraitmalen angetreten, jedoch sein Blick geht richtungslos ins Irgend- und ins Nirgendwo, nicht einmal suchend – dieser Mann weiß nicht, wohin. Er kehrt zurück in seine Heimat, nur um zu finden, daß es keine Heimat gibt. Die Landschaft wird sich kaum geändert haben, doch in ihm selbst hat scheinbar alles sich verändert. So sehen keine Helden aus, wohl aber heimatlos Gewordene, Enttäuschte, Ausgehöhlte – Vertreter einer Jugend, über die der Winter fiel, eh' daß sie hätte blühen können.

Märchen sind keine Sagen, und so ist es unmöglich, in ihnen den »Archetyp« des »Kriegers« portraitiert zu finden, wie er in Helden-dichtungen verbreitet werden mag. »Wie erkennt der Krieger, wieviel Aggressivität einer Situation angemessen ist?« fragen ROBERT MOORE und DOUGLAS GILLETTE, und sie geben zur Antwort: »Durch klares Denken, durch Unterscheidungsfähigkeit. Der Krieger ist stets auf der Hut, stets wach. Niemals verschläft er das Leben. Er weiß, wie er Kör-

per und Geist auf ein Ziel richtet. Er ist, was der Samurai ›achtsam nennt ... Ein Krieger weiß, was er will und wie er es bekommt. Die Klarheit des Denkens macht ihn zum Strategen und Taktiker. Er kann die herrschenden Bedingungen richtig bewerten und sich dann der ›Situation auf dem Boden‹, wie wir sagen, anpassen.«²⁹ Ja, die Autoren empfehlen allen Ernstes den amerikanischen General George Patton als Vorbild: »in vollem Kampfanzug und mit perlmuttbesetzten Revolvern an den Hüften ... Patton ermahnt seine Soldaten, daß er von Stellunghalten im Kampf nichts hören wolle. Er sagt: ›Schickt mir keine Meldungen, daß ihr eure Stellung haltet ... Wir rücken ununterbrochen vor ... Halten wollen wir gar nichts – außer den Feind! Wir werden ihn an der Nase festhalten und in den Hintern treten! wir werden ihn windelweich prügeln und durch ihn durchmarschieren wie Scheiße durch eine Gans!‹ Angemessene Aggressivität zur rechten Zeit – unter Umständen, die strategisch günstig sind für das gesteckte Ziel – ist schon der halbe Sieg.«³⁰

Eine solche Darstellung entspricht zweifellos der buchstäblich sagenhaften Verehrung, die General Patton als Kriegsheld und Hauden in den patriotisch-konservativen Kreisen der USA bis heute genießt. Doch einen »Archetyp« des Menschseins verkörpert dieser Dauercowboy mit seinen zwei unerläßlichen Revolvern an den Hüften keinesfalls: – der Mann brauchte den Krieg zur Selbstbestätigung wie ein Süchtiger den Whisky, und er verfiel sofort in schwere Depressionen, die bis zum Selbstmord reichten, als der Krieg zu Ende war. Töten, um sich nicht selbst zu töten, – wieviel »angemessene Aggressivität« steckt in der Seele eines solchen Menschen? Schon daß er den »Feind« – Tausende von »Krauts« – als eine Einheit zeichnete, die es wie eine Bestie zu bändigen gelte, verrät eine erschreckende Entpersönlichung der Wahrnehmung: die »Gegner« sind da keine Individuen mehr, ja, sie sind auch keine Lebewesen mehr, sie sind nichts als die Brust, der Bauch, das Bein jenes dämonischen »Kolosses«. Vor allem die Inszenierung des selbstentscheidenden, höchst individualisierten »Samurai« hat sich gerade in Japan selbst als eine ungeheure Lüge desavouiert: die kaiserliche Truppe, die im Jahre 1938 die chinesische Stadt Nanking einnahm und in wenigen Tagen 200 000 Menschen

mordete³¹, bestand sie noch aus Menschen mit einem eigenen Gewissen? »Ich hätte nicht geglaubt, daß sechs Wochen Ausbildung ausreichen würden, um mich dahin zu bringen«, sagte im deutschen Fernsehen ein alter Mann zu seinen Erinnerungen an diese Zeit. »In Tokio verkündeten sie einen Sieg so hoch wie der Himmel. Aber da war eine Frau mit einem Kind auf dem Arm; ich habe sie mit dem Bajonett durchstoßen, wie ich es gelernt hatte, als spalte man eine Melone. Wir töteten und töteten. Es gab kein Gut und Böse mehr.«

An dieser Stelle irrte FRIEDRICH NIETZSCHE groß. Er hielt es für seine Pflicht, 1870 in den Krieg gegen Frankreich zu ziehen³², den Bismarck vom Zaun gebrochen hatte, um die Deutschen in Blut und Eisen zusammenzuschweißen. Der Philosoph lag nervlich zerrüttet im Lazarett, und doch schrieb er: »Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen.« »Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen und für eure Gedanken! ... Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen ... Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt.«³³

Sätze wie diese begleiteten die kriegsbegeisterten Landser 1914 nach Tannenberg und an die Marne, bis ihnen die Augen in den »Stahlgewittern«³⁴ aufgingen, – wieder zu spät.

Mit *Märchen* läßt sich Heldenkult nicht treiben. Sie taugen schon als Gattung auch nicht zur Remythisierung des Kriegers oder des Jägers, mithin des »Soldaten.« »Unser Tod wartet, und gerade die Handlung, die wir jetzt tun, mag unsere letzte Schlacht auf Erden sein«, erklärte feierlich CARLOS CASTANEDA durch den Mund seines Indianer-Schamanen Don Juan. »Ich nenne es eine Schlacht, weil es ein Kampf ist. Die meisten Menschen schreiten ohne inneren Kampf und ohne Nachdenken von Handlung zu Handlung. Ein Jäger dagegen beurteilt jede seiner Handlungen; und da er seinen Tod genau kennt, handelt er wohlüberlegt, als wäre jede Handlung seine letzte Schlacht ... Ein Jäger zollt seiner letzten Schlacht die Achtung, die er ihr schuldet. Es ist nur natürlich, daß er mit seiner letzten Handlung

auf Erden sein Bestes geben will. Auf diese Weise ist sie vergnüglich. Sie nimmt seiner Angst die Schärfe.«³⁵

In einer Welt, in der der Tod ein Jäger ist, muß demnach jeder Mensch sich selbst als »Jäger« oder »Samurai« begreifen; er darf nicht »ohne Nachdenken« handeln. Da ist was dran. Jede Handlung kann unsere letzte sein, und es gilt, so zu handeln, daß wir dieser Wirklichkeit standhalten. Doch diese quasi religiöse Forderung hat nichts gemein mit der Realität eines Soldaten. Wenn diesem etwas *nicht* zueignet, so ist es die Entfaltung einer individuellen Persönlichkeit mit eigener Existenz, mit eigener Angst, mit eigener Verantwortung. Im Gegenteil, wie man das »Nachdenken« beseitigt, stellt die Hauptschwierigkeit beim Training von Soldaten dar, – wie wir noch sehen werden.

Diese Feststellung trifft keinesfalls erst auf den Schock der Materialschlachten des Ersten Weltkriegs oder des Massenschlachten im Zweiten Weltkrieg zu; sie trifft im Grunde noch weit mehr auf denjenigen Soldatentyp zu, der in den Grimmschen Märchen standesgemäß auftaucht: den Söldner in den Händen irgendwelcher anonymen Feudalherren. Knapp fünfzehn Jahre nach der Französischen Revolution kennt man in deutschen Landen seinerzeit noch keine »Bürgerarmee«, wie sie die neu gewonnene »Demokratie« heraufführen wird; man hält sich Leute, die für Geld das Kriegshandwerk erlernen und auf Kommando alles tun, was ihnen aufgetragen wird, und naturgemäß denken sie dabei so wenig nach wie die entmenschte Soldateska im Dreißigjährigen Krieg, die GRIMMELSHAUSEN in der Schlacht bei Wittstock³⁶ beschreibt, oder wie die Truppen Tillys bei dem Gemetzel und der Plünderung von Magdeburg³⁷. So handeln Söldner, die wie selbstverständlich damit einverstanden sind, sich wechselseitig totzuschlagen, wenn nur am Schluß die Kasse stimmt. Man könnte denken, das sei jetzt schon fast 400 Jahre her und habe höchstens noch historische Bedeutung; doch weit gefehlt: mehr als ein Drittel der Truppen, die im Irak derzeit unter US-amerikanischem Befehl Dienst tun, etwa 30 000 Mann, sind Mitglieder von Privatarmeen, angeworben, ausgebildet, ausgerüstet von solch nationalstolzen Idealisten wie dem zum Katholizismus konvertierten Erik Prince mit seiner Militärfirma Blackwa-

ter³⁸. Krieg als Geschäft, das war schon immer so; doch daß es allen hehren Versicherungen zuwider vor aller Augen noch – und schon wieder – in unseren Tagen derartig kraß hervortreten würde, war bis vor 20 Jahren vielleicht in Ländern der sogenannten Dritten Welt, doch nicht bei »uns«, der Ersten Welt, der freien Welt, zu gewärtigen. Den drei Soldaten-Märchen der Gebrüder Grimm in diesem Band, die ausnahmslos den Söldner als Soldaten kennen, verleiht gerade dieser Umstand indessen noch zusätzlich eine traurige Aktualität.

Da hat jemand für Geld im Auftrag seines Königs sich am Krieg beteiligt; der Krieg ist aus, und er steht auf der Straße – so die Einleitung der Erzählung *Das blaue Licht*; doch was er nicht erwartet und was doch auf ihn wartet, sind jetzt ganz rätselhafte Auseinandersetzungen mit einer »alten Frau« und mit dem »König« selbst, – mit seiner eigenen Mutter und mit seinem Vater, um es vorweg zu sagen: Warum nur ist man denn Soldat geworden? Und wie sieht man sich selber Frauen gegenüber? Was alles muß geschehen, ehe Geist und Intellekt sich mit den Regungen von Wertschätzung und Wärme für sich selbst und andere verpaaren können? Von derlei Dingen erzählt das erste der drei Märchen.

Des Teufels rußiger Bruder dann ist wie die nachgeholtte Offenbarung eines Lebens, das im Soldatsein angelegt ist als ein Teufelspakt, bei dem sich erst im nachhinein die Wut, der Haß zu Worte melden, die ständig niedergehalten werden mußten: Wie sieht es aus, wenn sich eine Posttraumatische Belastungsstörung ausagiert?

Und wie lernt man nach allem, was man selber als Soldat gewesen und geworden ist, – die Liebe? Wie lernt man eine Frau kennen, die in dem Unhold, als der man sich selbst vorkommt, den Menschen wiederfindet, der man – in Resten – doch geblieben ist? Davon erzählt zum dritten das Märchen von dem *Bärenhäuter*.

Alle drei Märchen möchten dazu beitragen, sich als Menschen wiederzuentdecken, indem man erkennt, was das Soldatseinmüssen aus einem selbst gemacht hat. Denn nur nach einer solchen Einkehr in sich selbst ist so etwas wie Heimkehr möglich. Der Weg dahin hängt freilich ganz entscheidend von der Art und Weise ab, wie die jeweilige Kultur *die Rollen von Mann und Frau* im Verhältnis zueinander defi-

niert: als was wird eine Frau ihren heimkehrenden Mann erwarten, – wie *möchte* sie ihn sehen und was möchte sie selber für ihn sein, wenn sie ihn wiedersieht?

Weit verbreitet ist das Schema einer Aufgabenteilung, bei dem die Frau im wesentlichen als Mutter gesehen wird, der die Versorgung der Kinder zukommt, während dem Mann als Jäger und Krieger die Besorgung von Nahrung und ein wirksamer Schutz der »Reviergrenzen«³⁹ obliegt. Zum Stereotyp des »guten« Soldaten gehört es unter solchen Rollenzuschreibungen, daß er das Bild seiner Frau und Kinder bei sich trägt und mit deren Anblick sich tröstet in Augenblicken schlimmster Gefahr. In der Tat: Für Frau und Kind in den Krieg zu ziehen gehört gewiß zu den ältesten und stärksten Motiven eines Soldaten. Manche Kulturen wie die der mittelamerikanischen Azteken gingen sogar so weit, den Tod eines Kriegers im Kampf und den Tod einer Mutter im Kindbett einander gleichzustellen und deren Seelen in den Sternen des Ost- und des Westhimmels repräsentiert zu finden⁴⁰. Doch ist die Rolle des Kriegers mitnichten nur eine männliche. Von Walküren erzählt die germanische Sage – Kriegerinnen, die zur Liebe nur fähig waren gegenüber einem Mann, der im Kampf sie zu bezwingen vermochte, wie Siegfried, als er die Waberlohe durchschritt und Brunhild im Kräftemessen besiegte⁴¹; die griechische Mythe erzählt von Amazonen, die, um beim Bogenschießen erfolgreich zu sein, die Hälfte ihrer Weiblichkeit opferten; die Briten ehren noch heute Boudicca, die in den Tagen Neros sich gegen Suetonius Paulinus erhob und getötet wurde⁴². So phantastisch derlei Geschichten auch anmuten, sie sind auf verzweifelte Weise modern, – man denke nur an Dolores Ibárruri, genannt La Pasionaria, die kämpferische Ikone des spanischen Bürgerkrieges auf seiten der Republikaner⁴³, und an ihren begeisternden Aufruf aus dem Jahre 1934 »no pasaran« – sie werden nicht durchkommen – an die 200 000 Arbeiter in Madrid; gar nicht zu sprechen von all den unbekanntenen Frauen des »großen vaterländischen Krieges«, die ab 1941 in den Weiten Rußlands als Partisanen den Nachschub der Großdeutschen Wehrmacht zu stören versuchten und dafür jederzeit mit erbarmungslosen Bestrafungen rechnen mußten. Nicht zuletzt dürfte die weibliche Emanzipationsbewegung im

20. Jahrhundert. wohl erst richtig Fahrt aufgenommen haben durch all die Jahre der Kriege, als die Frauen an der »Heimatfront« die Männer an der Kriegsfrent in jeder Weise zu ersetzen hatten. In dem TV-Film *Die Frau des Heimkehrers*⁴⁴ läßt Christine Neubauer den Zuschauer in ergreifender Weise die Schwierigkeiten, Mißverständnisse und möglichen Tragödien nachempfinden, die ein spätes Wiedersehen nach Jahren der Trennung zu überschatten drohen.

Was kann ein Mann den eigenen Angehörigen erzählen, wenn er vom Krieg nach Hause kommt? Hoffentlich auch etwas, das dem gleichsieht, was eine Frau nicht ohne Stolz als eine Kriegserinnerung ihres Vaters zu berichten wußte: Zu einem Spähtrupp eingeteilt, war er auf allen vieren, dicht an den Boden gedrückt, unter feindlichem Beschuß beständig Deckung suchend, auf eine Anhöhe zugerobbt, von deren Kamm aus er das Gelände besser einsehen zu können glaubte; oben angelangt, hob er eben den Kopf, als er in das Gesicht eines russischen Soldaten schaute, der von der anderen Seite her sich demselben Punkt genähert hatte. Sofort hätten beide versuchen müssen, einander zu töten, und es wäre nur die Frage gewesen, wer dem anderen dabei zuvorgekommen wäre. »Ich habe voller Schrecken ihn irgendwie recht hilflos angelächelt«, erzählte dieser Mann, »und auch der Russe hat mich angelächelt, und wir sind beide wieder von der Anhöhe zurückgekrochen.« Auf ein solches Verhalten, wohlgemerkt, auf »Feigheit vor dem Feind«, stand die Strafe standrechtlicher Erschießung. Da hatte ein deutscher Soldat in das Weiße des Auges seines Gegners geblickt – und ein Auge zugeedrückt statt den Revolver abgedrückt. Tatsächlich, nichts Geringeres war da geschehen, als daß jemand seine Pflicht als Soldat vergaß, um sich daran zu erinnern, wer er als Mensch im Gegenüber eines anderen Menschen war. – Um solcher »Erinnerungen« und Evidenzen willen lohnt es sich, die nachstehenden drei Märchen durchzugehen, schon um auf die Heldenfassade des Soldatseins in der öffentlich verbreiteten Außenansicht nicht mehr hereinzufallen und um den Punkt zu finden, an dem die Unvereinbarkeit des Kriegs mit den elementaren Forderungen und Voraussetzungen eines kulturellen Zusammenlebens nicht mehr zu übersehen ist.

Beginnen wir mit der Geschichte *Das blaue Licht*.